

Lesart – Leseförderung – Lesesaal

Auf einen Espresso mit dem Sprachwissenschaftler Manfred Krifka zur Atmosphäre von Bibliotheken

Manfred Krifka ist Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft am Institut für Deutsche Sprache und Linguistik der Humboldt-Universität zu Berlin. Zudem ist er Direktor des Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft Berlin, welches Forschungen zur Sprachwissenschaft, insbesondere in den Bereichen Phonetik und Phonologie, zum monolingualen und bilingualen Spracherwerb, zu Syntax, Semantik, Pragmatik und Sprachdokumentation betreibt. Manfred Krifka befasst sich schwerpunktmäßig mit Aspekten der sprachlichen Bedeutung und des Sprachgebrauchs mit formalen und experimentellen Methoden. Im vergangenen Jahr wurde Krifka für seine grundlegenden Beiträge zur Natur sprachlicher Bedeutung und deren kognitiven Verankerung mit dem Meyer-Struckmann-Preis ausgezeichnet. Zudem ist er Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft und der Linguistic Society of America.



Auf einen Espresso mit Manfred Krifka.

Dirk Wissen: Herr Krifka, wenn Sie die beiden Begriffe »Bibliothek« und »Bücherei« miteinander vergleichen, welche sprachliche Vermittlung erzeugen diese aus Ihrer Sicht?

Manfred Krifka: Da würde ich als Sprachwissenschaftler sagen, dass beide Begriffe durchaus unterschiedlich

gebraucht werden können. Unter »Bücherei« würde ich eine eher kleinere Bibliothek verstehen und der Begriff »Bibliothek« bildet eine Art Überbegriff. Ich würde bei einer Bibliothek einer kleineren Stadt von einer »Bücherei« sprechen, die weniger Ansprüche an Universalität hat.

Es gibt aber durchaus Großstadtbibliotheken die sich als »Stadtbibliothek« bezeichnen und andere, die sich »Stadtbücherei« nennen ...

Dann scheint es hier vielleicht einen Normierungsbedarf zu geben. Aber als Sprachwissenschaftler bin ich immer sehr zögerlich etwas zu normieren, denn wir schauen eher, wie sich etwas sprachlich entwickelt. In diesem Sinn denke ich, dass die Häufigkeit der Begriffsverwendung von »Bibliothek« und »Bücherei« vergleichbar ist. Moment – wir können ja gleich mal nachschauen, im Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache, das mein Kollege Wolfgang Klein hier ein paar Straßen weiter an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften initiiert hat. Man kann es unter dwds.de aufrufen. Hier: Beide Wörter kommen im Gesamtkorpus etwa gleich häufig vor, aber »Bücherei« hat seit etwa 1990 einen starken Aufschwung genommen und ist jetzt mit über 30 Tokens pro einer Million Wörter vertreten, »Bibliothek« dagegen mit etwa 25 Tokens pro Million.

Ein unterschiedlicher Gebrauch von Sprache ist es auch, diese nicht nur lesen zu können, sondern sie auch verschieden aussprechen zu können ...

Da gab es in der Münchener Staatsbibliothek, wie in vielen anderen Bibliotheken, mal vor dem Lesesaal ein Schild: »Bitte leise sprechen!«. Und ich habe das mal anders gelesen mit der

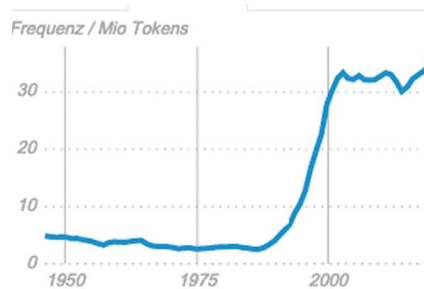


Bayerische Staatsbibliothek München

Aufforderung, sprechen zu sollen, und zwar leise. Denn es kommt auf die Betonung an, wie man ein solches Schild ganz unterschiedlich verstehen kann und welche Aufforderung man herausliest, denn für mich ist die Staatsbibliothek München nicht nur da, um Bücher zu erhalten, sondern ein Ort der Kommunikation, an dem ich arbeiten kann.

Vergleichen Sie bei Ihrer Forschungsarbeit auch verschiedene Sprachen miteinander? So wird beispielsweise im skandinavischen das Wort Bibliothek ohne »h« geschrieben oder im niederländischen mit zwei »e« ...

Auch das wäre ein Aspekt der Herangehensweise und ist Teil meiner Forschungsarbeit, sprachliche Varianten zu betrachten. Eines meiner Forschungsinteressen sind die »kleinen« Sprachen Ozeaniens. So habe ich bereits sehr viel Zeit in der Nationalbibliothek von Vanuatu im Südpazifik verbracht. Das ist ein Land mit etwa 130 verschiedenen Sprachen und einer ganz wunderbaren Kultur. Die alte Nationalbibliothek von Vanuatu hatte eine besondere Atmosphäre, wie auch das Museum, dem sie angegliedert ist. Wenn man dort hineingeht, muss man sich die Schuhe ausziehen, alle gehen dort barfuß. Da gibt es drei Hallen mit vielen Regalen, und alles ist etwas unordentlich nach unserer Sicht, aber man kann da Dinge entdecken, die sich digital nicht so einfach finden lassen. Und nun ist diese Bibliothek vor Kurzem in ein neues Gebäude umgezogen. Nichts ist mehr direkt zugänglich, und man muss wissen, was man sucht, weshalb dieser Reiz verlorenging. Doch da ich gerade auch vom Digitalen spreche: Zur Eröffnung des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums in Berlin erschien im Feuilleton der FAZ,



Wortverlauf für »Bibliothek« (links) und für »Bücherei«. Screenshots: www.dwds.de

glaube ich, ein Artikel mit der Frage, wozu Bibliotheken noch nötig sind, da doch alle Inhalte digital zur Verfügung stehen. Das war zu Beginn ein großes Thema und heute zeigt sich: Diese Bibliothek ist immer voll besucht. Und nicht nur in Berlin ist das so, beispielsweise auch in der Unibibliothek von Austin, Texas, wo ich auch mal zehn Jahre tätig war. Dort konnte man sich wegen der sprudelnden Ölquellen eine sehr reiche Bibliothek leisten. Diese Bibliothek hat einen wunderbaren Zeitungslesesaal, in dem ich immer einen Vormittag pro Woche herumgestromert bin. Heute sitzt man ja leider nur noch vor dem Computer.

Statt Bibliotheken als solche zu benennen, gibt es in Helsinki die Zentralbibliothek »Oodi«, in Den Helder die »School 7« und in Delft das »DOK« bzw. in Aarhus das »Dokk1«. Wäre

auch das ein Aspekt der Betrachtung, wie sich solche Institutionen eine Art Label oder Marke geben?

Solange auch das Wort »Bibliothek« dahintersteht, können das auch Personen, die diese Einrichtungen nicht kennen, als Bibliothek identifizieren. Auf der anderen Seite kann eine solche eigenständige Bezeichnung als Label oder Marke ein ganz spezielles lokales Zugehörigkeitsgefühl erwecken. Man muss wahrscheinlich abwägen, was für die jeweiligen Umstände am besten ist und ob man eine Bibliothek nicht mehr als Bibliothek bezeichnet. Es gibt dabei gewissermaßen Dinge, die verloren gehen und die die Erkennbarkeit von außen dann einschränken. Hier in Berlin gibt es die ZLB, deren gesamter Name kaum noch von der Institution selbst noch deren Nutzern verwendet wird. Doch da steht das »B« ja für Bibliothek und das wäre dann ein Akronym und kein Label. Und

wir selber nennen uns ja auch ZAS und sprechen eher vom ZAS, als vom »Leibniz-Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft Berlin«. Und als Sprachwissenschaftler weiß man dann, dass mit ZAS nicht das gleichnamige Dorf in der spanischen Provinz A Coruña gemeint ist. Wichtig ist, dass eine besondere Verbundenheit mit einem Namen geschaffen wird. Wie weit das mit dem Begriff »DOK« möglich ist, was vielleicht auch nur einem Akronym ähnelnden Wort von »Dokument« sein könnte, das weiß ich nicht.

Ein weiteres Beispiel unserer Fachbranche ist die Betrachtung der Bezeichnungen »Deutscher Bibliothekartag« und »Bibliothekskongress«. Wie fassen Sie diese beiden Begriffe auf?

Wenn es da Unterschiede in der Form der Ausrichtung gibt, ist es verständlich, sich auf diese Weise zu differenzieren. Betrachtet man jedoch das Maskulinum in »Bibliothekartag«, dann wird das von vielen als problematisch angesehen. Die verschiedenen Wege, damit umzugehen, sind mal mehr und mal weniger sinnvoll und müssen abgewogen werden. Noch vor zwei Jahren wäre ich durchaus dafür gewesen, auch den Doppelpunkt zum Gendern zu verwenden. Mittlerweile sehe ich das aber als eine große Schwierigkeit an, denn die eigentlichen Informationen würden

ANZEIGE



**EINFACH UNKOMPLIZIERT:
DER KASSENAUTOMAT VARIOPAY**

**Bargeldloser Zahlungskomfort
für Ihre Kunden**



Der CSG-Kassenautomat **VarioPay** bietet Ihren Kunden alle Vorzüge des bargeldlosen Zahlens mit Karte oder Mobile Payment – schnell, einfach und sicher. Die Nutzung des Automaten ist dank perfekter Ergonomie und interaktiver Bedienung am Touchscreen bequem.

Mehr über den VarioPay oder unsere weiteren Automaten, Kassensysteme oder unsere Software unter www.csg-systems.de



smart ideas that work for you



Eine Marke im niederländischen Delft: Die frühere öffentliche Bibliothek wurde 2002 mit dem Delfter Kunstzentrum zusammengelegt – das »DOK« war entstanden.

sehr verunklart. Dann würde es im Vordergrund mehr um die Geschlechter gehen, als um den eigentlichen zu vermittelnden Inhalt, wie das meine Kollegin Heide Wegener vor ein paar Wochen in der »Welt« dargestellt hat. Deshalb bin ich eher ein Verfechter des neutralen Maskulinums. Aber gerade bei solch einem Begriff wie »Bibliothekartag« ließe sich dies vermeiden. So konnte beispielsweise eine gute Bekannte von mir den »Deutscher Verband für Regisseure« in »Bundesverband Regie« umbenennen. Vielleicht wäre »Deutscher Bibliothekentag« besser. Und bei dem »Deutsch« könnte man auch schauen, wie das gemeint ist. Ich weiß jetzt nicht, wie »Deutscher Bibliothekartag« gemeint ist, eine »Tagung für deutsche Bibliothekare und auch Bibliothekarinnen«, was wohl nicht der Fall ist, oder eine Tagung für Bibliotheken, die in Deutschland stattfindet, was wohl die wahrscheinlichere Lesart ist. Wir Linguisten nennen das »Klammerparadox«.

Es gab im vergangenen Jahr eine Petition von Fachkolleginnen und -kollegen, diesen Kongress gendergerecht und aus Gründen der Berufsvielfalt umzubenennen. Und es gibt Vorschläge der Namensgebung Richtung »Kongress

Bibliothek und Information« bzw. »Bibliotheks- und Informationskongress«; gegen eine solche Modernisierung wird jedoch mit der bestehenden Tradition des »Deutschen Bibliothekartag« argumentiert. Wie würden Sie das betrachten?

Beim Beispiel »Kongress Bibliothek und Information«, wird eine Spezifizierung nachgestellt. Das ist eine etwas neuere Form, die man derart häufiger im Deutschen findet. Es ist ja normalerweise so, dass die Ausdrücke, die einen anderen Ausdruck spezifizieren, im Deutschen eher vorangestellt werden. Da kann man hinterfragen, ob dies sprachlich erhalten bleiben sollte oder ob es etwas Moderneres geben soll. Und zu überlegen ist, wenn man alphabetisiert, ob man als erstes Wort »Kongress« haben möchte oder »Bibliothek«, wie bei ihrem Beispiel »Bibliotheks- und Informationskongress«. Beides wären bessere Varianten als »Deutscher Bibliothekartag« und es gibt bestimmt auch gute Gründe, das Wort »Deutsch« hier raus zu nehmen. Das ist aber natürlich keine rein linguistische Betrachtung, sondern es kommt ja auch darauf an, welche Information man im Gesamtzusammenhang zum Ausdruck bringen möchte. Man muss aber auch schauen, welches

Selbstverständnis man hierbei als Tagung im Verbund mit anderen Institutionen hat.

Zudem gibt es aktuell Begriffsvorschläge wie »BibliotheKon«, »Kongress Information Bibliothek (KIB)«, »Bibliotheks-kongress«, »#bibtag« sowie »BibKon«. Wie bewerten Sie als Sprachexperte diese Begriffsvorschläge?

Der Hashtag bei »#bibtag« wirkt wirklich als eine Art Anbietung an eine Twittersprache. Das scheint mir nicht so sinnvoll zu sein. Und bei »BibliotheKon« bzw. »BibKon« ist es ähnlich wie bei dem »DOK« von Delft, wo eine große Vertrautheit mit vorausgesetzt wird, die jetzt noch gar nicht da ist, meistens jedoch suggeriert wird. Doch kann eine solche Vertrautheit dann sogar wachsen, so wie beispielsweise beim ADAC, wo man auch nicht mehr wissen muss, wofür diese Abkürzung steht. Fast jeder versteht sie, da ADAC bereits seit Langem eingeführt ist. Wenn man so etwas als Marke also neu einführt, muss man sehr darauf vertrauen, dass diese auch angenommen wird. Und klar, eine Umbenennung ist immer auch ein gewisser Traditionsbruch und man sollte sich fragen, wie sehr man sich in der Tradition sieht. Doch stattdessen gäbe es ja auch die Möglichkeit, dass die verschiedenen Verbände, die den Bibliothekskongress bzw. den Deutschen Bibliothekartag ausrichten, sich vereinigen könnten und einen neuen gemeinsamen Kongress ausrichten.

Ist ein weiterer sprachlicher Aspekt, den Sie untersuchen, auch die »Einfache Sprache«?

Stimmt, bezüglich der »Einfachen Sprache« ließe sich beispielsweise die Verständlichkeit von Schulbüchern untersuchen. Beispielsweise für die Sekundarstufe I, wo vieles bei den Kindern an Inhalten vorbeirauscht, da die Sprache in den Büchern oft wenig altersgerecht ist. So lassen sich die Texte von Schulbüchern nach Altersstufen sprachlich kaum unterscheiden, wie mein Tübinger Kollege Detmar Meurers nachgewiesen hat, und es ist wahrscheinlich nötig, eine altersgerechtere Sprache einzusetzen. Aber das führt bestimmt zu weit

bezüglich Bibliotheken, denn Ihre Kolleginnen und Kollegen sind bestimmt sehr sprachaffin und benötigen im Kollegenkreis kaum eine einfache Sprache. Hingegen für die Benutzer von Bibliotheken ist dies bestimmt ein ganz wichtiger Aspekt, wenn einfache Sprache zur Nutzung der Bibliothek geboten wird. Denn wichtig ist, dass eine Bibliothek als Ort empfunden wird, wo sie mit Freude hingehen, wo sie mit einer positiven Atmosphäre empfangen werden und hierzu den Nutzern verständlichen Zugang bietet.

Bei einem Zugang zu Institutionen ist auch zu unterscheiden zwischen Amtssprache und Muttersprache ...

Wenn ich sehe, dass verschiedenste Personen aus unterschiedlichsten Gründen nicht Deutsch als Muttersprache haben, wie aktuell erneut bei den Geflüchteten aus der Ukraine, kann die »Einfache Sprache« als ein Kommunikationsangebot durchaus Vorteile haben. Da unsere deutsche Sprache doch eine sehr komplexe ist, kann das helfen, Ausgrenzungen zu vermeiden. Und dabei muss gar nicht viel verlorengehen. Ich war zum Beispiel bei einer Ausstellung zu den Humboldt-Brüdern im Berliner Museum für Geschichte ganz überrascht. Da gab es Beschreibungen auf Deutsch, Englisch und zudem in leichter Sprache. Da habe ich ganz fasziniert die »Leichte Sprache« gelesen, weil die zwar etwas weniger an Informationen geboten hatte, aber sie versuchte, nicht nur die nötigen Informationen einfach darzubieten, sondern auch ein bisschen mehr Hintergrund zu vermitteln, was bei dieser Ausstellung wirklich geglückt war.

Da Sie die Ukraine ansprechen, sprachliche Botschaften werden derzeit ganz aktuell auch für die Propaganda genutzt. So steht das Zeichen »Z« laut russischen Angaben für den Sieg und das Wort »Krieg« darf in Russland in Bezug auf den Einmarsch in die Ukraine nicht verwendet werden. Hier zeigt sich die Macht der Sprache ...

Ihre Meinung: Lässt sich Künstliche Intelligenz für die Leseförderung nutzen? Schreiben Sie an: bub@bib-info.de



Eine weitere Bibliotheksmarke aus den Niederlanden: Die Bibliothek »School 7« in Den Helder wurde 2018 von der IFLA sogar als Bibliothek des Jahres ausgezeichnet.

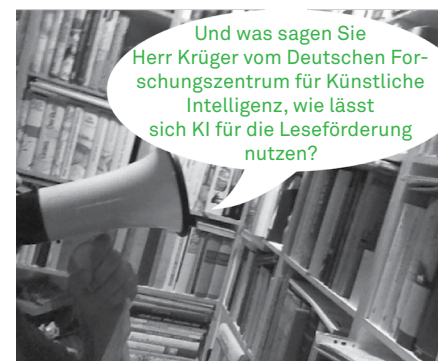
Genau, was Sie ansprechen ist klassisches »Orwell«, dieses »Newspeak«, indem Begriffe umgedeutet werden. In diesem Fall wird der Begriff »Krieg« zwar nicht umgedeutet, sondern darf einfach nicht verwendet werden und es wird stattdessen von einer »militärischen Operation« gesprochen. Dass Putin damit durchkommt, so zu tun, als gäbe es gar keinen Krieg, ist sehr erschütternd.

Und es verursacht Hemmungen, sich zum Krieg zu äußern. Gibt es Aspekte, um sprachlich Hemmungen bei der Nutzung von Bibliotheksangeboten abzubauen?

Vielleicht können hier auch digitale Angebote weiterhelfen? Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass das Lesenlernen beispielsweise auch mit Robotern möglich ist, die den zu lesenden Text kennen und gewisse Inputs liefern können, wenn sprachlich etwas nicht so leicht zu klassifizieren ist. Ich könnte mir vorstellen, dass ein Roboter mittels Künstlicher Intelligenz hier ganz gutes Feedback geben kann. Hierzu gibt es auch bereits nötige Applikationen, die zur Leseförderung eingesetzt werden können. Stattdessen gibt es aber auch Hunde, denen von Kindern vorgelesen

wird, sogenannte »Funktionshunde«. Anders als Roboter geben diese natürlich gar kein Feedback. Ich sehe die Künstliche Intelligenz als nicht so problematisch an, und wir alle nutzen ja auch digitale Geräte, zum Beispiel unser Smartphone, mit denen auch eine Form von Beziehung aufgebaut wird, auch wenn unser Smartphone ja ebenfalls bloß eine Maschine ist. Wenn zur Leseförderung die Nutzung von Künstlicher Intelligenz funktioniert – und da funktioniert ja inzwischen erstaunlich viel –, dann sollte man dies auch nutzen.

Herr Krifka, ich danke Ihnen.



Und was sagen Sie Herr Krüger vom Deutschen Forschungszentrum für Künstliche Intelligenz, wie lässt sich KI für die Leseförderung nutzen?

Freuen Sie sich auf die nächste Folge von »Wissen fragt ...?«. Fotos: Dirk Wissen